

Über Griffe

Und: Dann lachen sie. Ihre Hälse und Rücken biegen sich nach hinten oder vorne und sie lachen. „Jetzt kommt Farbe ins Spiel!“ Sie wiederholen sich abwechselnd. Sie schütteln sich. Sie freuen sich und lachen, lachen. Ich stehe dabei. Meine Mundwinkel sind nach oben gezogen, so dass ich alle Zähne zeige. Meine Augen sind weit aufgerissen. Ihre Winkel presse ich zusammen, so dass man die Falten gut sieht, die ich mir – oder waren sie es? – mit einem scharfen Skalpell mal um mal eingeritzt habe, damit ich überzeuge. Mein Zwerchfell pumpt regelmäßig, mit vorbedachtem Takt, dem schwer erlernten Rhythmus meines Blutes, Luftstoß um Luftstoß aus meiner Lunge durch meinen Rachen aus meinem Mund. Meine Stimmbänder helfen bei der Produktion des „Ha!“. Bei all dem hoffe ich, dass ich so aussehe wie sie und nicht wie die Karikatur dieser Charaktere. Und ich hoffe, dass die Narben in meinen Augenwinkel nicht platzen und mir plötzlich Blut aus den Augenwinkeln spritzt wie einem Lachenden die Tränen. Und manchmal hoffe ich, dass die Narben ja platzen und sich Entsetzen in ihren Gesichtern und Herzen – vor allen Dingen ihren Herzen! – breit macht und ihnen das Lachen im Bauch stecken bleibt. Ich wische mir mit dem Mittelfinger der rechten Hand über den linken Augenwinkel meines linken Auges. Trocken. An meinem Finger ist weder eine Träne noch ein Tropfen Blut, was auch beides nicht zu erwarten war. Ich bin traurig und erleichtert. Noch immer weiß ich, wie man so etwas nehmen muss.

Oder: Dann warten sie. Ihre Augen sind weit geöffnet und fixieren das Objekt vor sich. Ihre Ohren haben sich aufgerichtet, wie beim Wolf, der ganz genau wissen will, wo das arme Ding hingeht. Manchmal tropft Geifer von ihren Zähnen. Und so erzähle ich vom Haus meiner Großmutter. Und

sie verschlingen sie. Und ich erzähle vom Haus ihres Vaters. Und sie verschlingen auch ihn. Und ich will gar nichts erzählen, aber sie heulen und bellen und fauchen und ich erschauere und erzähle Generation um Generation, wer woher war. Jeden von ihnen, ob ich ihren Namen nun kenne oder erfinde, werfe ich in den gierigen Rachen, der wie ein offenes Grab vor mir liegt. Und ich erzähle weiter bis weit hinter Ham, des Sohnes Noachs des Sohnes Lamechs des Sohnes Metuschelachs des Sohnes Henochs, den ich jetzt sehr beneide, des Sohnes Jereds des Sohnes Mahalalels des Sohnes Kenans des Sohnes Enoschs des Sohnes Sets des Sohnes Adams. Und ich beneide ihn, Adam, darum, dass seine Antwort auf die Frage, woher er denn sei, immer kurz und absolut hätte sein können. Ich hoffe dann immer, dass er doch kommt, mein Urvater, und seinen anderen Enkeln die Leviten liest oder den Arsch versohlt, oder mir wenigstens sagt, was ich sagen soll. Aber er weiß es wahrscheinlich gar nicht, denn ihn hat das niemand je gefragt und ich weiß ja inzwischen eh, wie ich die Sache nehmen muss.

Oder: Dann schauen sie. Sie schauen mit ihren Augen, mehr aber mit ihren Händen. Ihre Hände gleiten über meine Haut. Ihre Bewegung ist sanft, aber ihre Berührung hinterlässt blutige Striemen. Und es ist kein Unterschied zwischen den Blicken ihrer Hände und den Blicken ihrer Augen. Beide dringen rücksichtslos in mich ein, nehmen sich, was nicht ihres ist und lassen mich still weinend zurück. Sie sagen „Oh, wie schön!“ und streicheln mir das Fleisch von den Knochen. Sie bewundern mir die Seele aus dem Leib und stimmen das Klagelied des Solariums an. Und wenn ich den Mund öffne, um zu widersprechen oder zu schreien oder nur stumm zu seufzen, dann fassen sie mir hinein. Sie fassen hinein und greifen meine Zunge und

sie formen meine Zunge auf die Art, wie sie sicher sind, dass ich sie habe formen sollen und wollen. Und sie geben mir die Worte der Dankbarkeit, die ich sagen kann, wie einen Kredit, den man mit Zins und Zinseszins zurückfordert, aber sofort, nicht gleich! Und sie sind wahrhaft unglücklich, wenn ich mich nicht freue über ihre Augen und Hände. Und ich, bloß bis auf die verwundete Haut, genaugenommen bloß aus dieser Haut bestehend, nicke und danke. Sie wissen, wie sie mich nehmen können.

Oder: Dann schütteln sie den Kopf. Als ich den Kopf neige, meine Stirn ein wenig runzle, den Mund ein wenig öffne, meinen Finger auf sie zu richten gedenke, da schütteln sie den Kopf. Und als ich ein ‚Nein‘ hauche, da wackelt ihr Kopf ganz wild. Und wenn ich gar ein ‚Aber‘ wage, da rotiert ihr Kopf, wild und wilder um sich selbst, bis eine Windhose entsteht. Sie dröhnt und poltert und drückt mich an meinen Platz, hinten, unten. Und der Wind reißt jedes Wort fort, das ich flüstere, murmle, schreie, seufze. Der Wind reißt es mir aus dem Mund und zerschmettert es an der Wand. Und dann dringt der Wind durch meinen Mund in mich ein, in meine Lunge, meinen Bauch, mein Herz, mein Hirn. Und er kühlt mich aus. Meine Lunge füllt sich nicht mehr frei mit Luft, sondern kämpft dagegen an, von der Kälte erdrückt zu werden. Und mein Herz schlägt nicht mehr, es bibbert und zittert. Und wenn mein Hirn nicht eingefroren wäre, dann könnte ich darüber nachdenken, wie ich das nehmen soll.

Oder: Dann hat einer plötzlich meinen Penis in der Hand. Und er zieht dran und zerrt dran und will Blut hineingepumpt sehen. Kein anderer interessiert ihn, aber an meinem will er seine Lust befriedigen. Er stöhnt, die anderen im Chor: „Ja, ja! Ihr, ihr! Ja, ja! Ihr, ihr!“ Und ich muss ja eigentlich dankbar sein, dass ich ein Ihr bin und nicht ein Man. Dann lassen sie von meinem

Geschlecht ab und durchwühlen die Fasern der Muskeln an meinen Beinen. Sie durchforsten die Wade und den Oberschenkel. Sie drehen mir den Arm aus dem Gelenk, um einen besseren Blick auf Bizeps und Trizeps zu bekommen. Nachdem sie meine Schultern zur Seite gelegt haben, springen sie zu meinen Haaren, denn außer meinen dunklen, dunklen Augen, die dann auch gar nicht so besonders sind, ist in diesem Bereich nichts, was sie interessiert. Und meine Haare biegen sie sich zurecht, sie durchkämen sie mit ihren Fingern, wieder und wieder. Und als sie fertig sind, meine Haare einzeln in Augenschein zu nehmen, lassen sie sie einfach liegen neben den Fasern meiner Muskeln und meinen wohl studierten Körpergliedern. Und ich glaube, ich weiß, wie ich das nehmen müsste, aber eine Hand, die da liegt, die ist nicht mehr Teil von einem Mir.

Schließlich: Dann renne ich. Ich laufe. Ich eile. Ich haste. Ich hetze. Und sie sind hinter mir her. Und sie werfen Steine, die an den Ohren vorbeisausen oder den Rücken treffen oder die Ferse. Und sie schreien. Sie schreien und brüllen das gleiche, was sie sonst anders sagen, ruhiger sagen. Darüber kann man aber nicht so lange nachdenken, denn wenn sie einen erst mal eingeholt haben, dann reißen sie einem wirklich die Haare aus, sie schlagen einen wirklich blutig. Und ich wünschte, der Fuß in der Niere wäre nur noch so eine scheißweinerliche Metapher. Ich tröste mich damit, dass das nicht mir passiert, sondern nur einem, der mir gleicht. Oder einer, die mir gleicht, das macht wirklich keinen Unterschied mehr. Die, die nicht getötet werden, die haben es ja überlebt. Die wussten, wie man das zu nehmen hat. Ich weiß das nicht. Oder vielleicht weiß ich das doch. Vermutlich ist das wie mit allem anderen auch. Einfach nur eine Sache des richtigen Griffes.